



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Philippi, A.: Grunow und seine Grünen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Draußen verschwand endlich die Sonne hinter den hohen Häusern; die staubige Alabunterstraße bekam einen roßigen Schein, und um ihre dunkeln Giebel legte sich sanfte Dämmerung.

(Fortsetzung folgt)



Grunow und seine Grünen



Als die Grenzboten 1891 ihr fünfzigstes Jahr vollendet hatten, schrieb ihr jetziger Herausgeber ein Erinnerungsheft, worin er ihren Lebensgang historisch erzählte, und am Ende ihres sechzigsten Jahres gab er wiederum in einem besonders ausgestatteten Heft von dem Ablauf dieses weitem neuen Abschnitts Kunde. Den für uns alle so wichtigen Gedentag, wo er selbst seit fünfundzwanzig Jahren an unsrer Spitze steht, hat er bloß in kurzen Worten am Schlusse des verflossenen Jahrgangs seinen Lesern angezeigt, so schlicht und so warm, wie nur er zu schreiben versteht. Seinen Lesern und auch seinen Mitarbeitern, für diese selbst überraschend, ein stilles Jubiläum, sanglos und klanglos, das wir alle nichts ahnend nun also leider verschlafen haben. Er hat es ja so gewollt, denn er hat nicht Wohlgefallen an Opfer, aber er muß es sich schon gefallen lassen, daß nun noch der erste beste aus dem Freundeskreise den angeschlagenen Ton aufnimmt und die angefangne Melodie, an der noch wesentliche Takte fehlen, zu Ende zu spielen versucht.

Die Grenzboten sind das einzige größere Blatt, das von ein und demselben Manne redigiert, herausgegeben und — mit allen finanziellen und moralischen Voraussetzungen und Folgerungen — verlegt wird. Sie sind auch darin einzig, daß ihr Mitarbeiterstamm nicht aus berufsmäßigen Journalisten besteht, sondern aus Männern, die in irgend einer andern Lebensarbeit stehen und meist deren größten Teil schon getan haben: ältern Männern, die aus dem bestimmten Abschnitt ihrer Kenntnisse und Erfahrungen heraus den Blick frisch und vertrauensvoll in die Zukunft und auf das Leben gerichtet halten, an dessen Weiterentwicklung sie mitwirken möchten. Sie haben ein starkes Gefühl für alles Große in der Vergangenheit, von der sie einen Teil mit Bewußtsein selbst miterlebt haben, darum sehen sie den Seitensprüngen der Übermodernen gelassen zu. Die haben ja ihre eignen Sprechsäle, und wenn darin die Grenzboten oftmal „Schulmeister“ heißen, so ist das für diese ein Ehrentitel. Aber was gut und gesund ist in der modernen Bewegung, in Sitte, Literatur und Kunst, das haben sich die Grenzboten immer redlich bemüht zu verstehen und anzuerkennen, und dann und darum wird ihnen auch der Lohn, daß ihre Stimme etwas gilt, weil sie nicht leichten Kaufs zu haben ist. Die grünen Blätter sind ferner niemals eine Revue gewesen, die über alle wichtigen Tagesereignisse oder Erscheinungen der Literatur lückenlos berichten wollte, und noch weniger eine Rezensionsanstalt. Die Bücherbesprechungen sind in den letzten Jahren sogar sehr eingeschränkt worden, weil der heutigen Massenproduktion mit summarischen Übersichten zu folgen zwecklos wäre, dafür gibt es genug andre Organe, und weil die Abschachtung schlechter Bücher weder unsern Lesern Belehrung oder Unterhaltung, noch uns selbst Genugtuung gewähren könnte; nur wo sich das Nichtsnutzige allzu anmaßend in den Vordergrund drängt oder wo es mit seinem Gestank die Luft verpesten will, haben Nichtheil und Besen zum allgemeinen Besten ihre Arbeit zu tun. Bücherbesprechungen, die nutzen sollen, kosten mehr Zeit, als die Berufsjournalisten zu haben pflegen. Die Grenzboten nehmen sie sich, wenn ihnen ein Buch der Mühe wert scheint, oder wenn zufällig einen von ihnen eines besonders interessiert. Diese Methode, bei der vieles, was es vielleicht ebensosehr verdiente, nicht berücksichtigt wird, hat sich bewährt, denn manchmal schicken uns

bessere Schriftsteller nachträglich ganze Reihen ihrer Bücher zur Besprechung, die dann erfolgt, wenn ihnen einer unserer Mitarbeiter fruchtbare Seiten abzugewinnen weiß. Dieses individuelle Verhältnis zu unsern Gegenständen soll, auch mit seinen notwendigen Schwächen, ein Kennzeichen unserer Arbeit sein. So ist es auch mit den Geschehnissen unsers politischen und sozialen Lebens. Manches Ereignis geht ins Land, und man wird nachher gefragt: Warum haben denn die Grenzboten nichts dazu geäußert? Sie werden wohl gedacht haben, daß Schweigen manchmal besser ist, könnte darauf geantwortet werden. Aber die weiter reichende Auskunft ist: Weil die Grenzboten keine Mustersammlung von phonographischen Schalltrichtern sind, sondern eine geistige Gemeinschaft. Manchmal fragt ja unser Grunow an: Wer will denn da oder dazu etwas sagen? und keiner findet sich bereit. Das ist eben die Bedeutung des Persönlichen unter uns; es braucht ja nicht zu allem etwas gesagt zu werden, und es spricht nur der, der glaubt, daß er auch etwas zu sagen hat. Dann aber läßt sich auch nicht eine Parteirichtung vernehmen oder eine Schulmeinung, sondern man hört die Person heraus. Besondere Gelegenheiten führen aber auch beinahe immer den Grenzboten außerordentliche Mitarbeiter zu, die gerade zu der Frage das Wort zu nehmen berufen sind, bedeutende und oft auch im Leben hochstehende Männer, deren Namen dann kein Leser ahnt. Auf die lange Reihe dieser wertvollen Hospitanten dürfen die Grenzboten besonders stolz sein.

Viele Köpfe, viele Stimmen. Der eine schreibt behaglich und wortreich, man fühlt förmlich, wie wohl ihm das tut; der andre sachlich und hart, sodaß man auch einmal einen Satz zweimal lesen muß; der eine sprudelnd, spielend und anmutig, der andre gedankenreich und philosophisch, aber ohne den Jargon der Philosophen. Alle schreiben gut, d. h. richtig, nicht streng nach der Wustmannschen Regel, aber ohne die Dummheiten, die das Wustmannsche Buch unter Strafe stellt; darauf hält dessen Verleger Grunow auch als Redakteur seinen Mitarbeitern gegenüber unnachsichtlich; manche haben bei ihm erst „schreiben“ gelernt. Jeder, der einmal in die Grenzboten geschrieben hat, weiß, wie ausgezeichnet sorgfältig in der Offizin korrigiert wird; des Herausgebers eignen Anteil daran ahnt er nicht, weil er dessen Federstriche in dem abgesetzten Manuskript nicht mehr findet. Wer etwas Sprachgefühl hat, erkennt die Änderungen meist als Verbesserungen an, oder er findet sich doch mit ihnen ab, und mancher schon Ergraute lernt in diesem wortkargen, apodiktischen Lehrgang wie in einer nachträglichen Schule noch täglich dankbar nach. Aber nicht alle, denn die deutschen Gelehrten — das hat nicht bloß Wustmann gesagt — schreiben nicht nur meist schlecht, sondern sie wollen es auch nicht einmal wissen. Wie könnte es ein so hoher Herr ruhig hinnehmen, daß ihm ein Buchhändler sein Skriptum verbessert? Er verlangt also die Wiederherstellung seines Wortlauts, oder er besteht wenigstens für die Folge auf Respektierung seines „Originaldeutshs.“ Schade! Der Aufsatz war klug und gut, von dem Verfasser ließe sich noch etwas erwarten. Aber die völlige „Wustmannlosigkeit,“ und noch dazu für die Zukunft privilegiert und durch Patent gesichert — unmöglich; was würden dazu die andern Grenzbotenmänner für Gesichter machen? — Ach, seufzt dann unser Grunow, der übliche „Stilbrief“ bleibt mir wieder einmal nicht erlassen. Und schnell, wie alles bei ihm gehn muß, läuft seine Feder über zwei oder drei, auch vier Briefbogen und bedeckt sie mit den lebendig sprechenden kleinen Schriftzügen, die dem Autor eine auf seinen Fall angewandte, höchst individuell eingekleidete kleine Grammatik des Richtigen übermitteln, freundlich, sogar mit Scherzblitzen durchsetzt und in der Form verbindlich, aber ebenso bestimmt in den unerläßlichen Forderungen: hier liegt Rhodus, jetzt muß gesprungen werden, oder —! Aus solchen Kraftproben haben sich schon oft langdauernde, schöne Verhältnisse entwickelt. Oft aber wird der Stilbrief auch zum Scheidebrief, und jeder Jahrgang weist eine Anzahl von Passanten auf, die nicht wiederkehren, und um manche von ihnen ist es schade, aber die Grenzboten wollen sich ihren Ruf, daß in ihnen gutes und geschmackvolles Deutsch geschrieben wird, bewahren.

Viel schwerer als diese formelle wird unserm Leiter die Seite seiner Redaktion gemacht, deren Leitmotiv lauten könnte: Es sind vielerlei Gaben, aber es ist ein Geist. Der Charakter des Persönlichen, der unsern Mitteilungen innewohnen soll, beruht ja doch auf recht vielen Personen, und die Musik muß nicht bloß Töne machen, sondern auch stimmen, ein Blatt soll gewissermaßen eine Person sein. Der Stil des Gewebes mag noch so verschieden sein, die Musterung und Färbung mannigfaltig und bunt, einheitlich muß immer der Grund durchscheinen, und diese Einheitlichkeit will nicht bloß in den großen und groben Zügen gewahrt sein, auch einzelne Äußerungen können sie stören, die nur ein scharfes und zugleich geübtes Auge sieht. Nicht selten kommt es hier zu einem Streiten sonst einiger Männer, und wie dann unser Grunow schlichtet und richtet mit seiner niemals fehlenden Einsicht in die ungeschriebnen Gesetze, nach denen wir regiert werden, das darf ich hier nicht mit Beispielen erzählen; er würde mirs doch nur wegstreichen. Das Gegenbild der monarchischen Leitung ist aber die Selbständigkeit der Minister in ihren Ressorts. Ungehindert sagt jeder, was er vertreten kann, und oftmals so scharf, wie er denkt, daß es sein muß, wenn es auch Anstoß gibt, wenn es auch „einige Abonnenten kostet.“ Das geht Sie nichts an, das ist Sache des Verlegers, sagt uns dann wohl unser Redakteur. Die beiden Ämter stehn also nur in Personalunion.

Sogar über die Annahme von eingeschickten Beiträgen werden die Minister nicht selten von dem Monarchen befragt: „Hier sind Sie ja eigentlich Redaktion.“ Und ebenso kommt es vor, daß ihnen Artikel zur Übermittlung übergeben werden von Freunden oder Bekannten, die auf diesem Wege um so sicherer anzukommen glauben. Bisweilen trifft der Kalkül zu. Ebenso oft aber auch nicht. Denn „für was drein geht und nicht drein geht,“ behält sich unser Monarch immer die allerhöchste Entscheidung vor, ohne Ansehen der Person seiner Minister. Mancher, der dies liest, wird sich dazu eines Beispiels erinnern können. Und wir selbst, die wir dann mit unsrer Fürsprache abgefallen sind, sagen uns ja auch am letzten Ende, daß es gut ist, wenn allein die Sache den Ausschlag gibt. Daß übrigens das öftere Zurückschicken von Manuskripten an dieselbe Person Verstimmungen schafft, und daß diese, wenn es sich um Personen von einflußreicher Lebensstellung handelt, sich bei gegebner Gelegenheit zu allen möglichen Gegenwirkungen verdichten können, braucht nur angedeutet zu werden. Die Folgen trägt der Herausgeber ganz allein. Er muß sozusagen ein heimlich anwachsendes Verlustkonto, dessen Höhe und Fälligkeitstermine er nicht vorher berechnen kann, jeden Augenblick durch Leistung zu decken bereit sein. Dafür erweitert sich seine Kenntnis der Menschen, gewinnt sein Leben an Reichtum. Und die schon erwähnten hervorragenden Hospitanten, die unbekanntten Männer der großen Gelegenheiten, kommen doch auch wesentlich um seinetwillen, weil sie zu ihm Vertrauen haben. Die grünen Blätter gehören keiner Partei an, sie sind nach oben, aber auch nach unten unabhängig: sie nehmen das Gute, woher es auch kommt. Und es kommt ihnen oft unvorhergesehen. Dem bessern Publikum ist es nicht unbekannt, daß man in ihnen etwas „zur Sprache bringen“ kann, wenn es der Mühe wert ist; es wird dann weit gehört und macht Eindruck, anders als wenn Hinz und Kunz sich auf die Eselswiese begeben. Und darin erfüllen nun doch die Grenzboten auch eine wichtige Aufgabe, daß sie das richtige Wort zur rechten Zeit bringen können und wollen.

Sie sind endlich kein sächsisches Blatt, die Grenzboten, obwohl sie in einer sächsischen Stadt erscheinen; das sieht jeder, der sie in die Hände nimmt. Aber wenn sie auch das Tägliche der Lokalpresse überlassen, so gedenken sie doch bei allen wichtigen Wendungen ihres engern Vaterlandes, und zwar so, daß dieses mit ihnen zufrieden sein kann; wir erinnern an unsre Behandlung der sächsischen Finanzangelegenheiten vor zwei Jahren und zuletzt bei dem Abschluß der Eherirungen an den einzig schönen Aufsatz mit der Überschrift: Dein Wort soll uns genügen. Wir meinen sogar, daß es eine Ehre sei für das Sachsenland, daß immer-

halb seiner Grenzen die Grenzboten sesshaft geworden sind, und in diesem Gefühl dürfen wir auf den Ehrentag unsers geistigen Oberhauptes die Worte des Symbols anwenden:

Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille.
Die sollen mit Fülle
Die Tätigen lohnen.
Wir heißen euch hoffen.

Unsre Hoffnung ist das Weitergrünen unsrer grünen Blätter.

A. Philippi



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Die jüngst vom Kaiser in Hannover gehaltne Ansprache, die daran erinnerte, daß die Preußen es waren, die bei Belle-Alliance die Engländer vor der Vernichtung retteten, hat einen Teil der englischen Presse mächtig aufgeregt. Dergleichen Wahrheiten verträgt der englische Nationalstolz nicht, und namentlich unserm jetzigen Kaiser gegenüber ist man drüben zum Übelnehmen ganz besonders geneigt, weil der britische Dünkel in ihm viel weniger den Repräsentanten einer europäischen Großmacht als den Enkel der Königin Viktoria sieht, und der richtige Engländer sich diesen gesamten erlauchten Familienkreis in seiner weitesten Ausdehnung nicht anders als als britische Satrapie vorstellen kann. Wellingtons geschichtlich beglaubigtes Wort: „Ich wollte, es wäre Nacht, oder die Preußen kämen,“ sollte ebenso wie der Empfang, der Blücher und Gneisenau nach dem Kriege in England zuteil geworden ist, jeden müßigen Streit auch für die Engländer im voraus abschneiden. Dem Ruhme des Herzogs von Wellington und der britischen Waffen tut es keinen Abbruch, daß Blücher und sein Heer sie bei Belle-Alliance vor einer vernichtenden Niederlage bewahrt haben, so wenig, wie etwa dem Ruhme Friedrichs des Großen die Tatsache, daß Zieten es war, der bei Torgau die Entscheidung brachte. Man darf jedoch dergleichen Empfindlichkeiten der heutigen Generation in England nicht verübeln. Sie hat eben die Geschichte jener Zeit anders gelernt als wir und vermag in den damaligen deutschen Truppen nur britische Hilfsvölker zu sehen. Daß die Unmöglichkeit, das französische Heer wieder zu sammeln, erst durch die Gneisenausche Verfolgung in der Nacht nach Belle-Alliance herbeigeführt worden war, wird man aus keiner englischen Geschichtschreibung je erfahren. Es sei hierbei der folgenden kleinen Episode gedacht. Als in den siebziger und den achtziger Jahren die Wandgemälde in der Ruhmeshalle des Berliner Zeughauses geschaffen wurden, hatte Georg Bleibtreu eine Skizze des ihm aufgetragenen Wandbildes von Belle-Alliance vorgelegt. Der alte Kaiser befahl den gemeinsamen Vortrag des Kriegsministers von Ramecke, des Präsidenten Hitzig und des Zeughauskommandanten Generals von Tjing an Ort und Stelle, auch Bleibtreu war dazu entboten. Der Kaiser hatte an der Skizze auszusetzen, daß die Engländer zu wenig berücksichtigt seien, „was namentlich meinem Sohne und der Kronprinzessin nicht lieb sein wird.“ General Tjing nahm das Wort: „Majestät, ich war in London. Da habe ich im Westministerpalast ein Bild der Schlacht von Waterloo gesehen. Auf diesem Bilde reitet im Stabe des Herzogs von Wellington ein gewisser Fürst Blücher, sonst ist von den Preußen weiter keine Rede.“ „Das haben Sie gesehen?“ „Jawohl, Majestät.“ „Gut, dann soll es bei diesem Entwurf verbleiben.“ Später ist dann doch, wohl auf Intervention des Kronprinzen, eine